

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 23 (1940)
Heft: 5

Rubrik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weil der Geist, den sie gerufen, ihr über den Kopf gewachsen ist, weil die Totalitätsansprüche des Nationalsozialismus sich nicht mehr decken mit jenen der Kirche. Man wäre versucht, sie an das alte Sprichwort zu erinnern: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Mit diesen unsern Ansichten stehen wir vorläufig alleine da, denn die Fortschrittsparteien, wie z. B. die Sozialdemokratie, deren Marx seinerzeit noch lehrte: »Religion ist Opium für das Volk«, werden sich von derartigen Gedankengängen mit einem Nasenrumpfen distanzieren. Gerade die Sozialdemokratie hätte allen Grund, den Wurzeln des Uebels, das auch ihren geistigen Zerfall verursacht, nachzugehen. Die kirchlichen Lehren verwässern die Anschauungen und das geistige Gefüge des Sozialismus derart, dass man beim Anhören der sozialdemokratischen Programmpunkte gleich sonderbar angemutet wird, wie wenn der Papst für die Völker Wohlfahrt und Fortschritt reklamiert. Der Unterschied zwischen Papst und Sozialdemokratie in bezug auf die Verwirklichung der Postulate ist der: der Papst will nicht und die Sozialdemokratie kann nicht. Dass die Sozialdemokratie die Postulate nicht verwirklichen kann, das hat die Geschichte seit 1914 zum Ueberdruß bewiesen. Woran liegt die Schuld? Wohl vor allem an der geistigen Haltung, an der mangelnden Ueberzeugung, denn wer mit dem einen Auge noch nach dem Jenseits schielt und sein Glück noch in himmlischen Gefilden sucht, auf den ist kein Verlass. Entweder Himmel oder Erde, denn man kann nicht zwei Zielen dienen! — Kehren wir nach diesem kleinen Ausfall wieder zu unserem Thema zurück.

Wenn man dartun wollte, dass es die Kirche war, die seit Konstantin dem Grossen bis in die Gegenwart jede Wohlfahrt und jeden Fortschritt verhindert oder zum Mindesten sabotiert hat, dann müsste man Bände füllen. Von der Gott-Freundlichkeit der Kirche — oder lies besser, von ihrem Egoismus — haben wir markante Zeichen, doch nicht von ihrer Menschen-Freundlichkeit. Es wäre eine äusserst dankbare Aufgabe für einen freidenkenden Historiker, diesen Tatsachen nachzuspüren und eindeutig festzustellen, wie weit sich die tatsächlichen Verdienste der Kirche decken und jenen, die sich sich andichtet. Wenn es einen Gott gäbe, und wenn der Mensch das Ebenbild dieses Gottes wäre, als das er sich in christlicher Ueberhebung ausgibt, dann wäre die Rolle der Kirche, an ihren Taten gemessen, nichts als eine grosse Gotteslästerung. Da ein derartiges Werk, das die sozialen und moralischen «Verdienste» der Kirche sachlich würdigt, vorläufig noch fehlt, müssen wir uns mit kleinen Teilstücken aus diesem Kapitel begnügen.

Auf einer Tagung der Royal Institution in London führte

der englische Gelehrte J. Ramsay McDonald am 22. Oktober 1937 aus: Civilization is not a static state but one of dynamic activity which requires direction = *Die Zivilisation ist nicht ein statischer, sondern ein dynamischer Zustand, der Führung erfordert.* Auf den ersten Blick könnte man glauben, dass Ramsay McDonald offene Türen einrenne. An Führung fehlt es doch nicht, wir sind direkt übersättigt an «Führung». Vom Morgen bis zum Abend, von der Wiege bis zur Bahre, werden wir geführt. Das ganze Leben wir zusehends reglementiert. Ein Reglement ruft dem andern und die Druckerpressen laufen um die Wette mit den Notenpressen der Nationalbanken. Dabei ist es völlig gleichgültig ob der Eine oder die Vielen führen» ob Diktatur oder Demokratie. Und in dem Masse, wie sich die Reglemente und Paragraphen häufen und türmen, versinken wir und der Abgrund droht die ganze Gesellschaft des homo sapiens zu verschlingen. Woran liegt es denn, dass unsere Zivilisation trotz der Führung, oder gerade wegen ihr, zum Teufel geht?

Die Antwort ist denkbar einfach: Weil die vermeintlichen Führer im Grunde genommen Verführer sind, weil sie die Zivilisation als einen statischen Zustand auffassen und mit allen Mitteln nur dahin tendieren, den status quo zu halten! Sie betrachten unsere Welt als die beste der Welten, an der Prinziell nichts zu rütteln ist, denn das Glück der Vielen müsste notgedrungen das Glück der Wenigen beeinträchtigen. Es will ihnen nicht einleuchten, dass die Zivilisation nur bestehen kann, wenn sie dynamisch ist, also im Gegensatz zur Statik steht. So brodeln und kocht es unter den geistigen Sedimenten religiöser, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Anschauungen und aus dem Widerstreit des dynamischen Geistes von Wissenschaft und Technik und dem statischen Geist von Religion, Philosophie und der Geisteswissenschaften resultiert jener Nihilismus und jene Untergangsstimmung, die unserer Zeit das Gepräge geben. Auf der einen Seite Glanz- und Höchstleistungen von Wissenschaft und Technik und auf der andern Seite moralischer Sumpf, wahre Dschungelmoral. Diesen Gegensatz verdanken wir dem Primat desjenigen Geistes, der seit Jahrhunderten die moralische Führung innehat und der sie heute noch für sich in Anspruch nimmt, dem christlichen Geiste. Nicht die Wissenschaft und die Technik tragen die Schuld an den heutigen Mißständen, sondern jener gepriesene christliche, d. h. der unwissenschaftliche Geist, der bisher die Führung inne hatte und die Dinge nicht meistern kann. Materielle Interessen der einen und geistige Beschränktheit der andern hindern, dass aus dem angeblichen Jammertal ein Paradies werde — was offenbar im Ratschlusse ihres Gottes liegt.

Klagen über das wachsende Ansehen der Franziskaner und über die Verarmung (!) des eigenen Ordens beschlossen, durch wundervolle Erscheinungen die Gunst des Volkes für den Dominikanerorden wieder zu gewinnen. Der Subprior des Dominikanerklosters an der Zeughausgasse in Bern, Franz Ueltschi, bot hierzu die Hilfe seines Klosters an. Das Volk dieser Stadt sei einfältig und tapfer, leicht werde es wunderbare Erscheinungen glauben und für das Ansehen derselben sogar mit den Waffen kämpfen. Seine Rede gefiel. Nach Bern zurückgekehrt besprach er sich mit dem Prior seines Klosters, Joh. Vater von Marbach, dem «Professor» Bolshorst von Offenburg und dem Schaffner Steinegger von Lauperswyl. Alle waren bereit, für die Hebung ihres Ordens das Aeusserste zu wagen. Sie benutzten dazu einen beschränkten Menschen, Johannes Jetzer, Schneider von Zurzach, der einen Bekannten im Kloster hatte und selbst wünschte ins Kloster aufgenommen zu werden. Dafür schenkte er dem Kloster seine ganze Habe. Die «Väter» glaubten, dies sei der rechte Mann, der zu ihrem Spiele passe. Sie schreckten ihn nachts durch Gepolter vor seiner Tür, rissen ihm die Decke vom Bett und erregten so die Vorstellung von Gespenstern. In der folgenden Nacht kam Ueltschi, der famose Herr Subprior, nachdem er zuerst Steine im Gang vor Jetzers Zelle herumgeworfen hatte, von schwarz gefärbten Hunden begleitet in sein Zimmer, tobte in demselben herum, hetzte seine Hunde, dass sie einen grässlichen Lärm erhoben, seufzte, betastete Jetzern im Bette usw., um so den Eindruck zu erwecken, der Teufel sei gekommen. Der «Teufel» ist bekanntlich eine Institution der katholischen Kirche. Wer noch heute an den «Teufel» glaubt, ist vermutlich auch ein dummer Teufel. Jetzer rief dem als Teufel ver-

kleideten Herrn Prior ängstlich zu, ich kann dir nicht helfen. Der »og Teufel antwortete ihm: «Du und deine Brüder können mir helfen. Ueber acht Tage komme ich wieder.» Um die bestimmte Zeit kam der Herr Subprior Ueltschi in Gestalt eines Geistes wieder mit ärgerem Lärm als zuvor. Jetzer, am ganzen Leibe zitternd, fing an ihn zu beschwören, so wie er es gelehrt worden war, und fragte den Tobenden, wie er ihm helfen könne. Der Geist erzählte mit verstellter Stimme, wer er sei, welche Strafe er leide und wie er davon erlöst werden könne. Er hoffe, die Brüder werden ihm Hilfe gewähren. Nach acht Tagen wolle er wieder kommen und Nachricht bringen. Jetzer erzählte den «Vätern» was vorgefallen war. Es wurde beschlossen, alles Verlangte auszuführen, worunter besonders auch, dass er, Jetzer, sich dreimal bis aufs Blut geißeln solle. Der Geist erschien in der verheissenen Nacht in prächtiger Kleidung und dankte Jetzer für die Erlösung, dann beklagte er die vielen, die im Fegfeuer litten, während er jetzt höchst glücklich sei. Auf Jetzers Frage, wer denn die Leidenden seien, erwiderte der Geist, das seien besonders jene, die nach der Art der Franziskaner behaupteten, Maria sei ohne Sünde auf die Welt gekommen; diesen Irrtum wolle die freundliche Mutter Jesu nicht länger dulden. Sie werde ihm deshalb nächstens selbst erscheinen und ihm hierüber mehreres offenbaren. Jetzer berichtete den «Vätern» alles und diese priesen ihn glücklich, dass er solcher Erscheinungen würdig erachtet werde. Sie unterrichteten ihn, wie er sich dabei verhalten, wonach er fragen solle. Sie heuchelten Freude über Jetzers Glück.

Das war aber nur die Einleitung, von nun an sollten Dinge

Wenn die Gattung Mensch den Wunsch hegt, sich wenigstens in wenigen Exemplaren noch in spätere Jahrhunderte hinüberzuretten, dann muss sie die geistige Führung jenen entwinden, die sie, zum Verderben, Jahrhunderte inne hatten. Man komme uns nicht mit der Mär vom «gelebten Christentum», denn wer es die verflossenen Jahrtausende nicht lebte, der wird es auch in den kommenden nicht leben! Was von Christi Lehren noch am Christentum haftet ist einzig der Name. Alles andere ist schon jene in der Bibel gerügte Anbetung des goldenen Kalbes, ist Machthunger und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Es gibt nur einen Gott, die Macht der jeweiligen herrschenden Klasse, das Gold, von dem schon Euripides sagte: *Und mehr als tausend Gründe wiegt des Goldes Macht!*
Leox.

Tabor, die Hussitenstadt.

(Die tschechische Ketzerbewegung und Böhmens Kampf gegen Papst und Kaiser im 15. Jahrhundert.)

(Schluss.)

In der tragischen Schlacht von Lipany bei Böhmisch-Brod standen die 18,000 Taboriten einem Koalitionsheere von 25,000 Mann der gemässigten Hussiten und Katholiken gegenüber. Heftig tobte der Kampf den ganzen Tag und die Nacht hindurch. Als der Morgen graute, war das Schicksal der Taboriten besiegelt; 13,000 lagen tot auf dem Schlachtfelde, unter ihnen ihr alter siegreicher Führer, der ehrwürdige Priester Prokop der Grosse. Zwar griffen die Ueberlebenden im Herbst noch einmal zu den Waffen, aber sie bildeten keine ernste Macht mehr.

Dieser Tag von Lipany ist neben der Schlacht auf dem Weissen Berge bei Prag (8. November 1620) und dem Münchener Septembertag 1939 einer der schwärzesten Tage der tschechischen Geschichte. Eine grosse, national, sozial und religiös weit über den Rahmen der damaligen Zeit hinaus fortschrittliche Bewegung fand bei Lipany ihr Ende. Dass sich der sozial fortschrittliche Charakter der Bewegung weitgehend in religiöse Formen hüllte, war bei der damaligen Zeit gar nicht anders möglich. Doch das religiöse Ketzertum war, obwohl den Beteiligten selbst vielfach unbewusst, nur die Hülle revolutionärer sozialer Bewegungen. Erst hundert Jahre später wurden dieselben sozialen und religiösen Ketzereien gegen die damals Herrschenden wieder lebendig. Doch das ist der grosse Unterschied zwischen der deutschen Reformation unter Martin Luther und dem Reformationsversuch der hussitisch-taborischen Tschechen: Der deutsche Reformator schlug sich

sehr schnell auf die Seite der Fürsten und des Adels. Die deutschen Bauern unter Thomas Münzer, die eigentlichen und ursprünglichen Träger der Reformation, wurden mit Unterstützung Luthers, ja unter seiner Initiative ermordet. Martin Luther wurde der Henker der deutschen revolutionären Bauern, dafür konnte die deutsche Reformation allerdings auch siegen. Doch damit hatte sie auch ihren fortschrittlichen Charakter verloren und wurde bis heute ein Instrument der reaktionärsten Reaktionäre innerhalb des deutschen Reiches.

Tabor ist nicht nur ein Symbol und eine Etappe der tschechischen nationalen, sozialen und religiösen Geschichte, es ist gleichzeitig eine wichtige Etappe der sozialen Kämpfe und der Geschichte ganz Europas. Die Macht des Adels war in Böhmen gebrochen. Selbst nach der Schlacht von Lipany konnte man sie nur langsam und vorsichtig mit kaiserlicher und kirchlicher Hilfe wieder aufrichten.*) Von 1419 bis 1934 war Böhmen praktisch eine weitgehend von den Vertretern des wirklichen Volkes regierte Republik, die erste Volksrepublik Europas. Von den Bauern- und Bürgerheeren der Tschechen wurden 14 Jahre lang die reaktionären päpstlichen und kaiserlichen Truppen fast ganz Europas, wenigstens soweit es unter dem Zepher der Romkirche war, zurückgeschlagen und immer wieder besiegt. Žižka und sein würdiger Nachfolger Prokop der Grosse sind wohl fast die einzigen Heerführer der europäischen Geschichte, die keine Schlacht verloren haben. Als jedoch bei Lipany das Schicksal der Taboriten besiegelt war, da starb auch Prokop unerkannt als einer der vielen Kämpfer des Taboritenheeres. Er hatte zwar schon Monate vor der tragischen Schlacht den Oberbefehl über das damals noch gemeinsame böhmische Heer niedergelegt, nachdem sich gezeigt hatte, dass es dem Baseler Konzil gelungen war, die einheitliche Front der Tschechen zu sprengen, doch hatte er bei Lipany noch einmal den Oberbefehl übernommen, um in einer letzten Schlacht, diesmal grösstenteils gegen die bis vor kurzem noch eigenen Anhänger, die Vernichtung der Bewegung zu vermeiden. Es gelang nicht: das Rad der Geschichte wurde auf den blutigen Feldern bei Lipany um fünfzehn Jahre zurückgedreht.

Tabor war eine grosse soziale Gemeinschaft, der Versuch der Verwirklichung einer grossen Idee. Der Geist der Brüderlichkeit umfing alle. Es gab keine Standes- und kaum Besitzunterschiede. Žižka und Prokop starben ebenso arm wie

*) So ist bezeichnend, dass der Sieger von Lipany Plaček, Herr auf Pirkstein, damals ein eifriger Katholik, später selbst in Opposition zum Kaiser geriet und vier Jahre später als Führer eines Hussitenheeres gemeinsam mit den Taboriten gegen Albrecht von Habsburg auftrat.

kommen, welche den Ruhm des Dominikanerordens erheben und das Ansehen der Franziskaner stürzen sollten.

Der «Professor» Bolshorst verkleidete sich als heilige Barbara und erschien in einer Nacht dem Jetzer. Die heil. Barbara sagte zu ihm, ich habe dich, als du im Rhein am Ertrinken warst, gerettet. Bereite dich vor, um Mitternacht wird die Himmelskönigin Maria dir erscheinen. Gib mir den Brief, den du bei dir hast, damit ich ihn Maria übergebe. Ich kenne seinen Inhalt.

Die frommen «Väter» hatten Jetzer vorher einen Brief an Maria übergeben, in welchem eine Menge Fragen an diese gerichtet waren, über die Lehre ihres Ordens und über die Schicksale ihrer Gegner, der Franziskaner.

Nach Mitternacht kam Maria, begleitet von der heiligen Barbara und zwei Engeln. (Alle vier «Väter» hatten sich diesmal verkleidet, der Prior Vater, der Subprior Ueltsebi der «Professor» Bolshorst und der Schaffner Steinegger.) Maria brachte den Brief wieder, der mit zwei Siegeln versehen war, nicht von Wachs, sondern von geschabter Leinwand, die sie, wie sie versicherte, selbst aus den Windeln gemacht, in welche sie einst ihr Kind eingewickelt und in die Krippe gelegt habe. Auf jedem Siegel war ein Kreuz aus dem von ihr aufbewahrten Blute Jesu. Sie erklärte, das, was die Dominikaner von ihrer Geburt lehrten, das sei wahr. Sie trug ihm auf, dies dem Papst nach Rom zu berichten mit der Aufforderung an den Papst, dass er von nun an diese Lehre allein beschützen und durch Erteilung des Sünden-Ablasses begünstige, die Gegner aber mit dem Banne belegen solle. Wenn dies nicht geschehe, so würde grosses

Unglück über die Christenheit kommen. Auf Jetzers Einwendung, dass niemand ihm glauben werde, erwiderte Maria, sie wolle ihm ein solches Zeichen geben, dass niemand mehr zweifeln könne. «Sie» ergriff seine Hand und durchstach sie mit einem dreieckigen Eisen unter den Worten: «Dies ist die Wunde meines Sohnes, daran wird man erkennen, dass du mein Bote bist. Heute noch sollst du diese Dinge dem Rat der Stadt bekanntmachen.» Jetzer schrie laut auf vor Schmerz. «Maria» entfernte sich mit «ihren» Begleitern. Die «Väter», die auf das Geschrei herbeieilten, küssten die blutende Hand des Betrogenen, verehrten ihn als einen Heiligen und verbanden die Wunde, die sie mit einer gewissen Salbe bestrichen, damit sie nicht zuheile. Vor den Siegeln, die mit dem Blute Christi bekreuzt waren, fielen sie auf die Knie. Sie trugen sie mit grossem Gepränge in die Sakristei, um sie zu verwahren.

Am folgenden Morgen, am Feste von Mariä Verkündigung, predigte Bolshorst dem Volk, es seien grosse Wunder in ihrem Kloster geschehen, dass Jedermann erstaunen werde. Der Stadt Bern und der ganzen Eidgenossenschaft werde daraus Ruhm und Nutzen erwachsen.

Von nun an wurde Jetzer viel besucht. Geistliche und Weltliche kamen und liessen sich von den «Erscheinungen» erzählen, die Tüchlein, womit seine Wunde verbunden ward, gab man den Gönnern des Klosters als etwas besonders Heiliges.

(Fortsetzung folgt.)